

# Die Geschichte vom Brett, das sich nicht hobeln lassen wollte : (einem unzufriedenen Lehrling erzählt)

Autor(en): **Schweingruber, W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **8 (1937)**

Heft 7

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-806402>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

des teuren, heimgegangenen Freundes, um zu weinen mit den Weinenden. So fuhren wir in entgegengesetzter Richtung über Luzern nach Zäziwil im Emmental.

Gottfried Bürgi war ein Kind des bernischen Seelandes. Im Herbst 1870, als vor Paris die Kanonen donnerten, schenkte der liebe Gott einer wackern Bauernfamilie in Aarberg unsern Gottfried, der berufen sein sollte, zum Heil und Segen für viele sein Leben den Werken des Friedens und der christlichen Nächstenliebe zu schenken.

Im Seminar Muristalden in Bern erhielt er in den Jahren 1886—1889 das Rüstzeug zum christlichen Lehrer. Die Seminarzeit ist entscheidend geworden für sein ganzes Leben. Die kraftvollen, bedeutenden Lehrer- und Erzieherpersönlichkeiten Gerber und Joß haben ihm, wie so vielen andern, ihr Bestes mitgegeben. So blieb er denn auch zeitlebens mit seiner Mutteranstalt in Liebe und Dankbarkeit verbunden. Der beste Beweis liegt darin, daß er ihr im Laufe der Jahre seine vier Söhne zur Ausbildung anvertraute.

In Brüttelen am Bielersee fand er als junger Lehrer im Jahre 1889 sein erstes Arbeitsfeld. Von 1891 bis 1895 finden wir ihn als Lehrer in der Knaben-erziehungsanstalt Landorf bei Köniz. Diese Zeit sollte bedeutungsvoll für seinen eigentlichen spätern Lebensberuf werden, um so mehr, als er hier auch in der Schwester des Vorstehers Nyffeler seine treue Lebensgefährtin fand. Nach nochmaliger dreijähriger Schularbeit zur Zeit des jungen Eheglücks „in der Freiheit“ in Vinelz am blauen Bielersee holten ihn die Komiteeherrn der „Rettungsanstalt Freienstein“ aus seinem stillen Dorf, hinaus ins Zürcher Unterland.

Daß die lieben, jungen Lehrersleute „Berufene“ waren, und daß hinter der Berufung durch Menschen die göttliche Berufung stand, davon zeugt ihr 34-jähriges Lebenswerk in Freienstein. Was sie da während mehr als drei Jahrzehnten einer großen Schar von armen, zum Teil verwahrlosten Knaben und Mädchen an Liebe und treuer Fürsorge gegeben haben, läßt sich nicht messen und wägen. Eimer hat es gesehen, wie viele Tränen sie getrocknet haben, wieviele Wunden verbunden, und wie sie nicht müde geworden sind, so viele verlorene Schäfflein dem guten Hirten zuzuführen. Und dieser eine wird am großen Erntetag ihren so oft verborgenen Dienst an den Geringsten königlich lohnen, als ihm getan. Zur großen Anstaltsfamilie, in die sie gleich von Anfang an mitten hineingestellt worden waren, schenkte ihnen Gott mit den Jahren zehn eigene Kinder, 4 Söhne und 6 Töchter. Was die Erziehung einer solchen Kinderschar im Anstaltsdienst ganz besonders für die Mutter bedeutet, ist ja nicht auszusagen. Wie bereits angedeutet, sind alle 4 Söhne Lehrer geworden, 5 von den 6 Töchtern Lehrerinnen und eine Krankenpflegerin. Alle 4 Söhne und 4 Töchter sind

direkt in die Fußstapfen der Eltern getreten und haben sich als tüchtige Leiter dem Anstaltsdienst zur Verfügung gestellt. Setzt nicht diese Tatsache dem Lebenswerk der Eltern Bürgi die Krone auf? Hat man je so etwas gehört? Meiner Meinung nach verdient diese „Edlen von Freienstein“, die so Großes zum Wohl der Menschheit in unserer Zeit getan, den Ehrendoktor doch weit eher, als so mancher Stubenhocker, der in vergilbten und verstaubten Pergamenten aus grauer Vorzeit herum kramt und da seine Fündlein macht.

Daneben hat Freund Bürgi noch Zeit gefunden, in Schule und Kirche und als Gründer der Evangelischen Vereinigung des Bezirks Bülach der Oeffentlichkeit wertvollste Dienste zu leisten. Im Jahre 1932 legte er die Leitung seines geliebten Freienstein in die Hand seines jüngsten Sohnes, um in Zäziwil in einem freundlichen Eigenheim mit seiner lieben Lebensgefährtin, umgeben und umsorgt von viel treuer Kindesliebe, sich seines Feierabends zu freuen. Fünf reiche, schöne und gesegnete Jahre hat ihm Gott da noch hinzugetan. Unmöglich wär's für ihn gewesen, die Hände in den Schoß zu legen. In Haus und Garten gab's für ihn manch liebe Arbeit. Nicht lange konnte er ohne Kinder sein. Bald schon war er der liebe und verehrte Sonntagsschulvater des Dorfes. Auch die Evangelische Gesellschaft nahm seine Dienste in Anspruch. Am meisten aber kam seine unermüdliche Liebe und Fürsorge den Kranken im weiten Umkreis zugute. Die Ewigkeit erst wird es offenbar machen, wieviel Trost, wieviel Sonnenschein er in diesen fünf Jahren hineingetragen hat in so manches trübe, leiderfüllte Krankenzimmer. Er ist damit der treueste, unentbehrlichste Mitarbeiter des Ortspfarrers geworden. Kein Wunder, daß die Teilnahme am Begräbnis so allgemein gewesen ist. „Er war ein so freundlicher, lieber Mann“, sagten alle von ihm. Auf dem Wege zum Friedhof stand an der StraÙe die große Schar seiner Sonntagsschulkinder und sang im Vorübergehen dem lieben, väterlichen Freund als letzten Gruß das Lied: „Der Pilger aus der Ferne zieht seiner Heimat zu.“ Es war dies während der ganzen Begräbnisfeier wohl der ergreifendste Moment. Es war ein unvergeßliches Erlebnis. Mehrere Freunde und Abordnungen hätten dem Heimgegangenen am Sarge gerne ein Dankeswort nachgerufen. Doch war sein letzter Wunsch gewesen, es möchte nur der Ortspfarrrer reden, und auch der möchte nichts von ihm rühmen, sondern nur den loben und preisen, der an ihm so viel Gnade und Liebe und Erbarmen bewiesen.

So ist auch Freund Bürgi von uns gegangen. Was er in selbstlosem Dienst, in steter Opferbereitschaft in Schule, Familie und Heim und darüber hinaus getan, und was er vielen von uns als lieber, goldlaurer Freund gewesen, das soll ihm unvergessen bleiben. Und wir wissen es: Seine Werke werden ihm nachfolgen.

F. Wagner, Brüttisellen (Zch.).

## Die Geschichte vom Brett, das sich nicht hobeln lassen wollte.

(Einem unzufriedenen Lehrling erzählt) von W. Schweingruber, Zürich 8.

Ein schöner, gesunder Baumstamm wurde aus dem Wald herausgeschafft und auf die Sägerei gebracht. Er wurde zu Brettern aufgeschnitten und diese auf dem Stapelplatz sorgfältig aufgeschichtet. Eines dieser Bretter war ganz besonders schön, und ein Schreiner kaufte den ganzen Stamm diesem Brett zuliebe. Mit viel Sorgfalt trocknete er den Baum und kontrollierte häufig seinen Zustand. Dabei schaute er jedesmal das schöne Brett mit besonderer Liebe an, so daß dieses bald merkte, daß es mehr sei als die andern. Es begann deshalb seine Schönheiten ein wenig herauszustreichen, und als es sah, wie des Schreiners Freude darob wuchs, da wurde ihm langsam klar, daß es dessen Lieblingsbrett sei. Darin wurde es noch bestärkt, als es erlebte,

wie der Schreiner allmählich ein Brett um andere des Stammes wegnahm und verarbeitete. Er zerschnitt sie mit der Säge auf bestimmte Größe und schraubte und nagelte sie zusammen zu gewöhnlichen Kisten und einfachen Behältern.

Das müsse wohl schmerzhaft sein, so zersägt zu werden, dachte das schöne Brett. Das sei wohl auch der Grund, warum es, das Lieblingsstück, ruhig liegen gelassen werde. Der Schreiner wolle ihm wohl nicht wehe tun. Es bildete sich ein rechtes darauf ein und war glücklich wie ein Günstling.

Als es zuletzt allein vom ganzen Stamme übrig blieb und der Schreiner immer noch nicht daran dachte, daraus Kistenholz zu machen, sondern es auf einem trockenen Boden sorgfältig auf-

bewahrte, da war es seiner Sache ganz sicher: Es war zu schön, als daß ihm jemand hätte einen Schmerz antun können.

Nach Jahr und Tag aber kam der Meister und sagte zu ihm: „Komm hervor, du Prachtsstück, jetzt soll aus dir etwas Besonderes werden. Du hast's nun in dir, etwas Rechtes zu geben.“ Dann zersägte er es, nicht einfach in einige große Kistenseiten, wie die andern Bretter, sondern in lange und kurze, breite und schmale Stücke, so daß es viel mehr Schnitte auszuhalten hatte als die andern.

„Soll nun das etwa der Lohn sein für meine Schönheit!“ begehrte das Brett auf. Der Schreiner aber hörte nicht darauf, sondern klemmte es erst noch auf einer Werkbank fest und begann es abzuhobeln, daß die Späne zischend sich vom Brett ablösten und weit durch die Luft flogen. Jetzt schimpfte es auf, man ziehe ihm ja förmlich die Haut ab; womit es denn solche Schinderei verdient habe. Aber es nützte ihm nichts; denn nach dem Hobeln wurde es erst noch geschliffen, bis es ganz fieberheiß war, darauf mit heißem

Wasser übergossen, daß ihm die Haare zu Berge standen, und dann wieder geschliffen, bis es fast ohnmächtig wurde. Aber immer noch wollten die Qualen kein Ende nehmen. Stechbeutel und Bohrer, siedendheißen Leim und gar den fürchterlichen Druck der Schraubzwingen bekam es zu spüren, bis es schließlich laut aufschrie und sich zur Wehr setzte: „Welche Sinnlosigkeit, welche Ungerechtigkeit! Die andern Bretter, die nicht so schön gewesen sind wie ich, die sind so glimpflich weggekommen; ein paar Sägenschnitte, ein paar Nagellöcher und dann hatten sie Ruhe. Ich aber werde geplagt bis aufs Blut, ich werde geschunden und gequält und seit vielen Tagen werde ich keine Minute in Ruhe gelassen. Wo ist da der Lohn für das Schönsein? Wo ist da Gerechtigkeit?“

Der Schreiner aber lächelte: „Du dummes Ding, hast du noch nicht gemerkt, daß die andern Bretter mir nicht genug waren für schöne Arbeit? Du aber bist das rechte Holz dazu. Darum wehr dich nicht! Wer etwas Ganzes werden will, muß sich gründlich bearbeiten lassen.“

## Le chauffage urbain à Lausanne

Par P. Meystre, Ing., chef du Service de l'Electricité de la ville de Lausanne (Fin)

### IV. Le réseau de chauffage.

A. Les consommateurs. Nous avons montré comment il avait été possible d'établir le chauffage urbain à Lausanne. Les besoins de chaleur étaient:

a) pour les bâtiments hospitaliers existant lors du début des études en 1932.

Puissance maximale: 7,1 millions de cal./h., consommation annuelle totale: 14 219 millions de calories.

b) Pour l'ensemble des bâtiments, y compris ceux à exécuter:

Allure maximale: 9,1 millions de cal./h. Consommation annuelle totale: 17 770 millions de cal.

Cela ne concerne que les besoins des hôpitaux seuls, tels qu'ils étaient envisagés au début.

Des extensions du réseau sont actuellement en exécution ou en projet, notamment:

La Buanderie Haldimand.

Puissance abonnée: 1,1 millions de cal./h.

Consommation annuelle: 1950 millions de cal.

La Laiterie agricole: avec des chiffres du même ordre.

D'autres extensions, comprenant à la fois des immeubles privés et publics pour une puissance abonnée totale de 9 millions de cal./h.

Quoique très récent, puisque les premiers tronçons ont été mis en service en octobre 1934, on voit par ce qui précède que le réseau de chauffage à distance semble prendre immédiatement une extension appréciable.

B. Le fluide distributeur de la chaleur. Quoique la plupart des réseaux américains utilisent comme fluide transporteur, de la vapeur, il semble que la tendance actuelle soit nettement dirigée vers un autre médium: l'eau surchauffée. C'est ce dernier système qui nous

a paru convenir dans notre cas. L'eau surchauffée entraîne en effet:

la suppression des pots de condensation, et par là même la suppression des frais de surveillance, d'entretien, des pertes de chaleur que ces appareils entraînent;

la suppression des stations de réduction de pression;

la suppression des déperditions de chaleur directes dans les conduites de vapeur par la détente de l'eau de condensation surchauffée.

Avec l'eau surchauffée, le circuit étant fermé, les quantités d'eau de réalimentation sont minimes, d'où suppression des dangers de corrosion et d'entartrage.

Le réseau de chauffage à eau surchauffée est très simple, d'où sécurité augmentée.

La position des tuyauteries peut être quelconque, d'où possibilités de contre-pentes, ce qui peut faciliter le tracé.

Nous avons donc adopté:

le réseau d'eau surchauffée à 2 conduites. La conduite d'aller avec de l'eau à la température de 170 à 180° C.,

la température de la conduite de retour variant suivant la consommation de 90 à 120° C.

Le remplissage des conduites s'effectue naturellement par de l'eau épurée et dégazée. Ces opérations se font dans les appareils de l'Usine de Pierre de Plan.

C. Les canalisations. Elles sont constituées par des tuyaux en acier doux, placés dans des caniveaux dont la majeure partie n'est pas visitable. Les différents tronçons sont assemblés les uns aux autres par soudure autogène, selon un procédé breveté. Il en résulte que les joints sont pratiquement supprimés et par là même les